

Wagt zu glauben

Der Synodale Weg hat womöglich schlechte Chancen – doch die Verantwortlichen wollen sie nutzen. Weil die Corona-Pandemie den ganzen Prozess verzögert, werden zusätzliche Formate für den Austausch gefunden. Die längere Dauer muss kein Nachteil sein.

Von Stephan Langer

Ob Gernot Hassknecht doch recht hat? Der Mann ist eine Kunstfigur, gespielt von dem Komiker Hans-Joachim Heist. Er gehört zum Ensemble der Nachrichtensatire „heute-show“ im ZDF, wo er regelmäßig das Weltgeschehen kommentiert. Sein Markenzeichen ist das cholerische Schreien, das so manchen schon mal vorsorglich den Ton leiser stellen lässt, wenn der Comedian auf dem Bildschirm erscheint.

Letzten Freitag hatte Hassknecht wieder einen Auftritt. Diesmal nahm er die katholische Kirche aufs Korn. Das war sicher nicht besonders originell, in Teilen sogar außerordentlich platt. Trotzdem seien die etwas mehr als drei Minuten all jenen dringend empfohlen, die immer noch meinen, die Lage werde künstlich schlechtgeredet. Nach dem Motto: So schlimm ist es doch gar nicht, als Kirche haben wir immer noch eine gehörige gesellschaftliche Bedeutung ...

Die aktuelle Nummer des Schreihalses, im Netz oft geteilt, dürfte solche Selbsttäuschung brutal entlarven. Er habe schlechte Nachrichten für alle Reformer in der katholischen Kirche, begann Hassknecht seinen Beitrag. Und dann brüllte er in die Kamera: „Vergesst es einfach! Manche Sachen kann man nicht reformieren: den Vatikan, Nordkorea, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk ... Es geht halt nicht. Die sind, wie sie sind. Der Laden bleibt eine von alten Männern mit spitzen Hüten geleitete Machtmaschine, bei der Jesus gesagt hätte: ‚Nee, danke, da arbeite ich lieber wieder als Zimmermann auf 400 Euro-Basis‘ ...“

Wie gesagt: Das lief im gebührenfinanzierten ZDF – nicht auf irgendwelchen zwielichtigen Underground-Kanälen. Und die „heute-show“, einst mit dem Adolf-Grimme-Preis ausgezeichnet, ist ja auch nicht gerade als extrem frech bekannt, schon gar nicht als antikirchliches Kampforgan. Sie bietet Satire für den Mainstream. Umso trauriger bleibt man deshalb nach so einem Filmchen zurück: Die katholische Kirche, zumindest ihre Leitungsebene, taugt bis in die Mitte der Gesellschaft hinein anscheinend nur noch als Zielfläche für Hohn und Spott.

Und was ist mit dem inhaltlichen Punkt: Die Kirche – unreformierbar, ein



Neue Formate, neue Gesprächskultur? Das jüngste Treffen des Synodalen Wegs fand als zweitägige Online-Konferenz statt.

hoffungsloser Fall? Die Fernseh-Brüllerei vom letzten Freitag wirkte wie ein Kommentar zum Synodalen Weg, der just ein paar Stunden davor eine weitere Etappe absolviert hatte. Eigentlich hätte spätestens jetzt wieder eine Vollversammlung stattfinden sollen, mit der ersten formellen Lesung von Beschlussvorlagen. Doch 230 Menschen physisch an einem Ort zusammenzubringen – das ist wegen Corona nach wie vor undenkbar. Vor einem halben Jahr hatte man deshalb schon das Instrument „Regionenkonferenz“ erfunden (vgl. CIG Nr. 37/2020, S. 407f.), fünf kleiner dimensionierte Präsenzveranstaltungen übers Land verteilt. Jetzt traf man sich wieder in der großen Runde, allerdings nur virtuell, zu einer zweitägigen Online-Konferenz.

Leuten wie Gernot Hassknecht sollte man von diesem Treffen eigentlich gar nicht erzählen. Denn sie würden doch nur Dinge finden, die ihre negativen Vorurteile bestätigen: Wieder nur ein Zwischenschritt, erneut kommt man nicht recht vom Fleck ... Und immer noch die alten Kontroversen zwischen Reformern und Bewahrern, dieselben Diskussionen, die seit der Würzburger Synode vor fünfzig Jahren geführt werden. Wird am Ende also

nicht auch der Synodale Weg das Schicksal aller bisherigen Reform-Initiativen erleiden, wie etwa des „Gesprächsprozesses“, den die deutschen Bischöfe in den Jahren 2011 bis 2015 veranstalteten und der sang-, klang- und vor allem folgenlos im Sand verlaufen ist? Zumal konservativ-traditionalistische Kreise eifrig gegen jede Reform anarbeiten. Die Gefahr des Scheiterns ist nicht von der Hand zu weisen.

Ja, man kann auch bei der aktuellen Zusammenkunft vor allem die Schwächen sehen, das Ungenügen. Man kann beklagen, dass „Köln“ – also die schleppende Aufarbeitung in Kardinal Woelkis Erzbistum – zunächst jegliche inhaltliche Arbeit überlagert hat. Man kann die Querschüsse beklagen, die auch diesmal gegen das Format abgefeuert wurden – etwa wieder einmal durch den Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer, der dem Präsidium des Synodalen Wegs „autoritäre Willkürherrschaft“ vorwarf. Man kann sich auch darüber wundern, dass die Verantwortlichen bislang die Betroffenen von sexueller Gewalt nicht wirklich an dem Prozess beteiligt haben. Und man kann daran verzweifeln, dass immer noch Leute hinstehen und raunen, das

mit dem Missbrauch habe womöglich ja doch etwas mit Homosexualität zu tun – allen Erkenntnissen der Humanwissenschaften zum Trotz. Ist die Kirche vielleicht wirklich nicht reformierbar?

Aber man kann auch ganz anders auf das Geschehen blicken. „Wenn alle zweifeln, wagt zu glauben“, hat es der große Dichter-Theologe Lothar Zenetti (1926–2019) einmal auf den Punkt gebracht. Was eine Grundhaltung von Christen beschreibt, sollte doch auch bei der Bewertung des Synodalen Wegs zur Geltung kommen. Unter dieser wohlwollenden Maßgabe darf man festhalten: Es gibt inzwischen eine gewisse Routine im positiven Sinn. Die Synodalen kennen einander inzwischen, Vertrauen ist gewachsen. Ein gewisses Störfeuer ist einkalkuliert, man lässt sich davon nicht wirklich beirren, sondern arbeitet seriös weiter.

Bischof Georg Bätzing und Thomas Sternberg, die Präsidenten des Synodalen Wegs, formulierten es in ihrem Bericht so: „Jede Stimme ist wichtig, um in der Abwägung von Argumenten wirklich die bestmögliche Entscheidung treffen zu können. Sicher ist aber auch: Es muss Entscheidungen geben. Es gibt verschiedene Strategien, diese zu verhindern: das Neue und Andere als vermeintliche ‚Protestantisierung‘ zu bezeichnen oder den Diskurs mit seinen Mehrheitsvoten als ‚ungeistlich‘ verunglimpfen zu wollen, sich beständig auf vermeintlich Übergeordnetes zu beziehen oder sich in Geschäftsordnungsdebatten zu

flüchten.“ All das war zum Beispiel bei der ersten Synodalversammlung vor einem Jahr in Frankfurt zu beobachten. Die beiden Präsidenten stellten nun klar: „Wir fordern nachdrücklich dazu auf, die vereinbarten Verfahrenswege einzuhalten und den Prozess konstruktiv mit zu entwickeln, und auch das Engagement Ihrer Schwestern und Brüder mit Respekt zu behandeln.“ Das klingt entschlossen. Wenn der Synodale Weg tatsächlich die „Letzte Chance“ für die Kirche hierzulande

ist, wie es in einem aktuellen Buch heißt, dann wollen die Verantwortlichen sich diese Gelegenheit nicht kaputt machen lassen.

Und was bleibt inhaltlich von diesen zwei Tagen? Die erste Hälfte war geprägt von den klaren, eindrücklichen Statements von Johanna Beck, Kai Christian Moritz und Johannes Norpeth, dem →

„Es muss Entscheidungen geben. Wir fordern nachdrücklich dazu auf, den Prozess konstruktiv mit zu entwickeln und auch das Engagement Ihrer Schwestern und Brüder mit Respekt zu behandeln.“

Georg Bätzing und Thomas Sternberg im Bericht des Präsidiums

„Pluralität ist nicht Beliebigkeit; sie zeigt die Lebendigkeit der Einheit. Eine konstruktive Konfliktkultur beruht darauf, dass alle die Möglichkeit haben, im Gespräch gute Argumente für ihren Standpunkt darzulegen und damit berücksichtigt zu werden.“

Franz-Josef Overbeck zum Forum „Macht und Gewaltenteilung“

→ Sprecherteam des Betroffenenbeirats der Bischofskonferenz für Fragen der sexualisierten Gewalt. Sie erinnerten daran, dass der Synodale Weg bislang einen – eigentlich unerklärlichen – Geburtsfehler hatte. Obwohl der gesamte Prozess ja ausdrücklich durch den Missbrauchsskandal angestoßen wurde, waren die Betroffenen bisher nicht fest beteiligt. Ein Unding, wie Johanna Beck unterstrich: „Wer, wenn nicht Betroffene, wäre in der Lage, der MHG-Studie und den vielen hundert Seiten voller erschütternder, aber eben papierener Fakten ein Gesicht zu geben? Wer sonst könnte seine Expertise in Sachen sexualisierte Gewalt und geistlicher Missbrauch besser einbringen? Und wer sonst könnte dem einen oder andern Synodalen, der sich den Ergebnissen diverser Missbrauchsstudien weiter verschließt, ein ‚Aber genau das ist mir passiert‘ entgegenhalten?“ Genau diese Beteiligung von Betroffenen ist jetzt in den Strukturen des Synodalen Wegs verankert.

Am zweiten Tag gaben Vertreter der vier Synodalforen Einblick in den Stand ihrer Arbeit. Wie schon vor einem halben Jahr hatte dies vor allem atmosphärischen Charakter: Man holte sich ein Meinungsbild zu bereits vorliegenden Textbausteinen ein. Es war also ein Hearing, eine erste Anhörung – keine offizielle Lesung.

Das wäre auch kaum möglich gewesen. Denn die einzelnen Gruppen sind höchst unterschiedlich weit vorangekommen. Während zu „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche“ bereits 50 theologisch gut durchdachte Seiten ausformulierter Text vorliegen, gab das Forum zu Sexualität und Partnerschaft diesmal nur ein einziges DIN-A4-Blatt weiter. Darauf waren auch

keine Voten, sondern nur ein Hearing-Konzept zu lesen. Unschwer zu erraten, wo gerade die dickeren Bretter zu bohren sind...

Gerade das letztgenannte Synodalforum macht die ganze Tragik deutlich. Denn in keinem anderen Bereich klaffen die Lehre der Kirche und das Leben der Menschen weiter auseinander. Nirgends scheint die Kirche unglaublicher zu sein, gerade angesichts der Verfehlungen der Missbrauchstäter aus ihren Reihen. Und auch angesichts der verhängnisvollen Geschichte, die alle Themen rund um das sechste Gebot etwa in der Beichtpraxis hatten. Wer will da heute hören, was die Kirche tatsächlich Sinnvolles zu sagen hat über Liebe, Treue, gelingende Beziehungen? Vielleicht, so waren etliche Stimmen zu hören, sollte dieses Forum deshalb zuerst mit einem Schuldbekennnis an die Öffentlichkeit gehen?

Fest steht, dass es inzwischen wirklich „ans Eingemachte“ geht. Die Zeit der freundlichen, aber unverbindlichen Worte ist vorbei. Es muss entschieden werden, die Menschen müssen Bewegung sehen. Theologisch begründete Texte braucht es, die Position beziehen – die aber dennoch mehr

sind als bloße Forderungen. So drückte es die Münsteraner Dogmatikerin Dorothea Sattler aus. Man müsse schließlich mit der Weltkirche im Gespräch bleiben können. Nur wenn das gelingt, gibt es überhaupt eine Chance, in der Sache voranzukommen. Damit sich dann, irgendwann, satirische Schreihälse wie Gernot Hassknecht ein neues Thema suchen müssen... Die Hoffnung stirbt nicht, auch nicht zuletzt. ←

Mehr unter: www.synodalerweg.de

„Viele Frauen erleben sich als berufen zu einem sakramentalen amtlichen Dienst in der Kirche. Haben solche Erfahrungen Bedeutung bei der Suche nach wahrer Erkenntnis des Willens Gottes für den Weg der Kirche in die Zukunft? Oder kann nur als berufen gelten, wem die kirchliche Anerkennung dieses Erlebens zugestanden wird?“

Aus dem Textentwurf des Synodalforums III „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“

Helfer, nicht Herr des Glaubens

Franz-Josef Bode feiert in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag. Einst war er der jüngste, jetzt ist er der dienstälteste katholische Bischof Deutschlands: Seit 25 Jahren steht er dem Bistum Osnabrück vor. Der Journalist Christof Haverkamp ordnet sein Wirken ein.

Bleiben Sie immer mehr Hoffnungsträger als Bedenkenträger, denn davon haben wir reichlich genug.“ Dieses Wort von Franz-Josef Bode hat Christof Haverkamp seiner Bischofsbiografie vorangestellt. Inmitten einer gewaltigen Kirchen- und Glaubenskrise sieht er in Bode einen Optimisten, nennt ihn einen „behutsamen Reformen“. Er reize Spielräume im Kirchenrecht aus, etwa als er 2018 erstmals einen nicht geweihten „Pfarrbeauftragten“ einführte, der eine Gemeinde leitet.

Als Vordenker beschreibt Haverkamp den Bischof auch, wenn es um die Rolle der Christinnen geht. „Insgesamt ist der Raum vor der Priesterweihe von Frauen noch nicht genügend ausgeschöpft“, habe Bode früh erkannt. Bereits 2002 machte er Daniela Engelhard zur Chefin des Seelsorgeamts. Die Mainzer Theologin sei da noch eine „Exotin“ gewesen. Überhaupt gebe es bei Bode keine Denk- und Sprechverbote. Immer wieder bringt er öffentlich das Amt einer Diakonin ins Gespräch.

Einen wachen Blick habe er als „Jugendbischof“ der Bischofskonferenz gehabt, diesen Posten hatte er von 1996 bis 2010. „Ihm ist bewusst, dass junge Christen in den meisten Fällen nicht nach kirchlichen Normen leben, schon gar nicht bei der vorehelichen Sexualität.“ Ginge es nach Bode, sollten Seelsorgerinnen und Erzieher „behutsame Helfer“ sein – einladend, werbend. Der Osnabrücker Bischof stehe für einen Wechsel von einer Logik der Gebote und Verbote hin zu einer Ethik des Leitbilds, schreibt Haverkamp.

Ferner erinnert der Autor an Bodes Rolle bei der Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs. Als der Skandal 2010 in der öffentlichen Wahrnehmung angekommen war, legte der Bischof sich in einem Gottesdienst flach auf den Boden seiner Kathedrale. Ein öffentliches Schuldbekennnis, das keineswegs nur „populistisches Theater“ gewesen sei, wie Kritiker ihm vorwarfen. Vielmehr zeige es Bodes echtes Interesse für die Opfer. Ihm sei es nie darum gegangen, sich und andere kirchliche Verantwortliche reflexartig zu rechtfertigen.

Christof Haverkamp, selbst Osnabrücker und kirchlicher Journalist, porträtiert seinen Bischof als Hirten, der ohne Ständedünkel auskommt, allen zuhört, laut weiterdenkt, experimentiert und dabei eher Versöhner denn Spalter sein will. Die wohlwollende Biografie ist nicht streng chronologisch, sondern nach Themen aufgebaut. Darunter: Ökumene und interreligiöser Dialog, Bode als stellvertretender Vorsitzender der Bischofskonferenz, die Corona-Pandemie. Auf knapp 200 Seiten kommen 425 Fußnoten, dazu gibt es ein Literaturverzeichnis, eine Zeittafel und ein Namensregister.

An Franz-Josef Bode erkennt man, dass die Kirche mehr ist als ein Schlachtfeld widerstreitender Fronten von Reformern und Bewahrern. Seine Prägung als Kaufmannssohn aus dem urkatholischen Paderborner Land versteckt er auch als Reformen nicht. Eine motivierende Lektüre für religiöse Weiterdenker, die im Stil eines akribisch geführten Protokolls zeigt: Die Kirche bewegt sich doch, nur eben ganz langsam. Jonas Mieves

Christof Haverkamp
Der behutsame Reformen

Franz-Josef Bode –
25 Jahre Diözesanbischof
(Bonifatius Verlag,
Paderborn 2020,
197 S., 19,95 €)



Lockdown: Dass die üblichen Verhaltensweisen heruntergefahren werden müssen, ist ebenso bittere wie notwendige Auflage. Dass es seit langem schon einen anderen Lockdown gibt, ist weniger bewusst. Die monotheistischen Religionen jedenfalls empfehlen Jahr für Jahr eine große Auszeit, machen sie sogar verpflichtend: Schabat, Fastenzeit, Ramadan. Bekanntlich stammt das Lehnwort „Quarantäne“ vom lateinischen *quadragesima*, das meint die vierzig Tage zwischen Aschermittwoch und Ostern. Der Corona-Lockdown hat nur ein einziges Ziel – das, was man das „normale Leben“ nennt. Und damit sind vor allem Freiheit, Selbstbestimmung und Beweglichkeit gemeint. Das sind Güter, für die man mehr oder weniger unwillig die Einschränkungen in Kauf nimmt.

Aber genau in dieser Normalität sieht der religiöse Lockdown – früher Fastenzeit und jetzt österliche Bußzeit genannt – das Problem. Wenn nämlich „die Kraft der Auferstehung“ (*Phil 3,10*) und also



Lockdown anders

die Freiheit eines Christenmenschen das Ziel sind, dann wird deutlich, was noch im Wege steht und heruntergefahren werden muss. Die 40-tägige Intensivzeit ist eine Einladung, sich auf dieses Ziel und den Grund christlicher Hoffnung auszurichten. Weder moralische Anstrengung noch frommes Leistungsdenken sind das Motiv, schon gar nicht nackter Optimierungswille und diätetische Sonderschicht, als könnte man sich selbst am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen. Es ist schlicht die dankbare Resonanz auf das Geschenk des Osterglaubens und die Bereitschaft zur Mitarbeit an der Heiligung des Alltags, ja an der

Vollendung der Welt. Denn „derjenige, der dich ohne dich erschaffen hat, wird dich nicht ohne dich retten“ (Augustinus).

Besonders drei Haltungen sind es nach christlicher Überzeugung, mit denen der Mensch schier epidemisch sich und Andere(s) belastet und zerstört. Immer ist dabei der Tanz um das goldene Ego im Spiel und die Angst, letztlich doch nur ein Nichts zu sein (*vgl. 1 Joh 2,16f.*). Teresa von Avila nennt zuerst die Ruhm- und Ehrsucht. Nichts belaste das Zusammenleben so wie das eigene Anerkennungsbedürfnis. Wer kennt nicht das Gift der Selbstgefälligkeit? Mit dieser Un-Tugend, die man alter-

tümelnd „Hoffart des Lebens“ nennt, ist der Machtmissbrauch verschwistert. Und natürlich zweites Habsucht und Gier. Und drittens ist es das Potenzgehabe, besonders im Verhältnis der Geschlechter und in der Formatierung der eigenen Sexualität (die ja nicht genital verengt zu verstehen ist, sondern den Menschen durch und durch mitbestimmt).

Schon der Mut, dieses Dreigestirn der Selbst- und Fremdschädigung ins Auge zu fassen, ist Ausdruck österlicher Erleuchtung. Vernunft und Wille reichen nicht, denn sie sind Teil des Ego-Problems! Aber diesem Ein-Sehen müssen Taten folgen: Das heißt, sich mit Gottes Hilfe jenem Lockdown zu unterwerfen, den man christlich „evangelische Räte“ nennt, klassisch und kurz nur noch genannt: gegen das Virus der Selbstverherrlichung Demut und Gottesgehorsam, gegen die Habgier Armut und Solidarität, gegen das Potenzgehabe Reinheit und schöpferische Liebe. Also, gesegnete Ostern schon jetzt! Gotthard Fuchs